

Dienstag, 10. November 2026, 14:00 Uhr
~12 Minuten Lesezeit

Leben nach Lehrplan

Als Lehrer lernt man das Funktionieren — doch man kann auch beschließen, seinen Schülern diese Lektion zu ersparen.

von Lina Kühn
Bild: Collage mit Fotos von Shutterstock.com (Cressida Harrington)

Lina Kühn wollte Lehrerin werden, mit Kindern arbeiten und nachmittags für ihre Familie da sein. Ein überschaubarer Plan, dachte sie. Zwischen Universität, Referendariat und Schulalltag lernte sie allerdings

einiges, das sie eigentlich nicht hatte lernen wollen: wie man Zweifel herunterschluckt und pädagogischen Unsinn gewissenhaft umsetzt. Dabei geriet ihr zunehmend eine Frage in die Quere: Wie viel eigener Wille ist in der Schule eigentlich vorgesehen — bei Schülern wie bei Lehrern? Auch auf der Suche nach Alternativen begegnete ihr manches Vertraute unter neuem Namen. Ein Rückblick auf ihre Ausbildung im Mitmachen und den Entschluss, ihren Beruf auf ihre Art auszuüben.

Warum bin ich eigentlich Lehrer geworden? Die Antwort ist einfach: Was sonst? Meine Leidenschaft galt stets der Kunst und der Musik — also ausgerechnet den brotlosen Künsten. So musste es dann wohl doch ein „richtiger" Beruf sein. Nach einem Praktikum im Großraumbüro einer Reederei, das mir vorkam wie ein schlechter Tagtraum, nur langweiliger, entschied ich, dass ich auf jeden Fall in meinem Beruf Abwechslung brauche und nicht jeden Tag am selben Schreibtisch sitzen und dieselben Gesichter, die auch keine Lust auf ihren Job haben, sehen möchte.

Da Kinder bessere Menschen sind als Erwachsene, fiel die Entscheidung nun leicht. Für den Lehrerberuf sprach selbstverständlich auch seine sagenhafte Familienfreundlichkeit. Wenn ich einmal geheiratet hätte und Mutter — ja, ich bin eine Frau, aber ich verwende durchgehend und immer und aus Prinzip das generische Maskulinum — geworden wäre, könnte ich mit der Einschulung meines Kindes wieder in den Beruf zurückkehren, ohne die Nachmittagsbetreuung meines Kindes Fremden zu überlassen. Für alle, die sich nicht mehr erinnern: Damals war die Schule mittags zu Ende.

> ***Ich stellte mir vor, gemeinsam mit meinem Kind von der Schule nach Hause zu fahren, das Mittagessen zuzubereiten und dann Klassenarbeiten zu korrigieren, während mein Kind neben mir am Tisch Hausaufgaben erledigt. Dass ich die Schule nie um zwölf Uhr mittags verlassen sollte, ahnte ich damals nicht.***

Ich lavierte mich durch meine Abiturprüfungen, schaute, welche Fächer passen könnten, und schrieb mich für ein Studium des Lehramts an Gymnasien ein.

Party auf Lehramt

Über die Frage, wie viele Semester ich studiert habe, breite ich lieber den Mantel des Schweigens. Ach, es war eine tolle Zeit: Partyabende mitten in der Woche, Frühstück in der Mensa um zehn Uhr vor der ersten Vorlesung. Unterbrochen wurde dieses schöne Leben lediglich durch einige Stunden Nebenjob im Großraumbüro einer Bekleidungsfirma — die Reederei ließ grüßen —, um den Spaß zu finanzieren. Was ich im Lehramtsstudium für die Arbeit und den Umgang mit Kindern gelernt habe? Gar nichts.

Um das Examen in meinem Fach Evangelische Religion ablegen zu dürfen, habe ich mein Latinum und mein Graecum gemacht. Aus meinen Deutsch-Seminaren sind mir hauptsächlich das Übertragen von Hartmann von Aues „Der arme Heinrich“ ins Hochdeutsche und ein Dozent in Erinnerung geblieben, der in jeder Vorlesung ein anderes literarisches Werk auf die „sexuellen Korrelationen“ seiner Figuren hin untersuchte. Fraglich, ob das im Unterricht einer gymnasialen Mittelstufe je eine tragende Rolle spielen würde. Außerdem habe ich immer den Geruch von schwarzem Tee in der Nase, wenn ich an meine Studienzeit denke. Warum 70 Prozent der Studenten mit einer Thermoskanne dampfenden Tees in Vorlesungen gehen müssen, weiß ich bis heute nicht. Ich trinke

keinen schwarzen Tee.

Das Thema meiner Examensarbeit war „Theologische Aspekte des Vampirfilms“. Ich grüble immer noch, was ich im Studium für die Schule gelernt habe.

> ***Meine Seminare in Pädagogik? Ja … Nein. Da war auch nichts. Ich habe eine glorreiche mündliche Prüfung über Romano Guardini abgelegt; außer seinem Namen weiß ich nichts mehr.***

Natürlichkeit nach Plan

Alles Schöne geht auch mal vorbei. Der deutsche Staat sah mich optimal darauf vorbereitet, seinen Nachwuchs fachlich und pädagogisch zu betreuen.

> ***Was habe ich mich über meinen Referendariatsplatz gefreut. Allen Lehrern, die dies lesen, läuft jetzt ein kalter Schauer über den Rücken. Mit Verlaub: Mit den Kollegen, die mit Freude an ihr Referendariat zurückdenken, möchte ich nichts zu tun haben.***

Diese Superpädagogen genießen sicher bis heute ihren schwarzen Tee im Lehrerzimmer, während sie daran denken, wie schön schnell die Stunden doch vergangen sind, als man noch die Hälfte der Unterrichtszeit damit verbringen durfte, die Schüler bei der Durchführung eines Tests mittels Polymerase-Kettenreaktion anzuleiten und den korrekten Sitz der nicht nur nutzlosen, sondern sogar schädlichen Masken zu kontrollieren (1, 2, 3). Wer Lehrer geworden ist, weil es ihm ein gutes Gefühl gibt, wenn andere nach seiner Pfeife tanzen, auch wenn das vom Staat vorgeschriebene Lied noch so bösartig ist, fühlte sich ab 2021 sicher zur absoluten Höchstform animiert. Aber ich schweife ab. Ich lasse mich generell

zu sehr von Emotionen leiten. Übrigens eine ganz falsche Eigenschaft, wenn man Kinder vernünftig zu getreuen Staatsdienern ausbilden will.

Also mein Referendariat: Ob ich da etwas gelernt habe? Auf jeden Fall: Meine schon vor Beginn meines Studiums bestehende Einschätzung, dass Kinder bessere Menschen sind als Erwachsene, bestätigte sich in vollem Umfang. Ich möchte sogar so weit gehen, zu sagen: Die Schüler wurden meine Freunde und Verbündeten. Ja, ganz falsch, ich weiß. Das stand so nicht im Curriculum der Fachleiter, die sich daran ergötzt haben, den Druck, der im Referendariat auf sie ausgeübt wurde, kalt und falsch lächelnd weiterzugeben.

Regelmäßige Lehrproben bereiteten mir schlaflose Nächte. Wie aberwitzig! Man hält Unterricht vor einem Gremium von Schulleitern und sechs bis zwanzig Kollegen, die hinten im Klassenzimmer sitzen und tun, als wären sie gar nicht da, sondern würden sich gerade in den in schlaflosen Nächten immer wieder überarbeiteten dreiseitigen Unterrichtsentwurf vertiefen, in dem bis auf die Sekunde genau aufgeführt ist, wann die Schüler welchen Laut von sich zu geben, welche Erkenntnis zu gewinnen haben, und wann das Licht des Overhead-Projektors am effektivsten erlischt. Das alles soll natürlich ganz natürlich wirken. Die Schüler würden hier gar nicht merken, was mit ihnen geschieht.

Nun ja, so ganz sollte das nicht stimmen: Wunderbar waren die Momente, in denen die Schüler, nachdem ich einen Unterrichtsbesuch angekündigt hatte — das muss man aller Unnatürlichkeit trotzend tun, da man ja nicht allein zwanzig Stühle für den hohen Besuch durch das Schulgebäude tragen möchte —, meinten: „Geben Sie uns den Unterrichtsentwurf! Dann üben wir die Stunde schon mal.“ Was so richtig dumm von mir war? Dieses Angebot nie angenommen zu haben. Ich wollte einfach alles gut und richtig machen. Ich war ein Teil des Systems. Widerspruchslos,

kritiklos, ahnungslos — aber irgendwie doch mit einem mulmigen Gefühl im Bauch.

Mitmachen, bis es klingelt

Alles Schlechte geht auch mal vorbei. Nachdem ich einen ganzen Prüfungstag unter Vollstrom und ständiger Beobachtung überstanden hatte, verließ ich das Geschehen heulend. Meine mir wenig zugetanen Prüfer hatten sich zum Abschluss noch einen pädagogischen Zweikampf geliefert, bei dem sie einander die Fachbegriffe nur so um die Ohren schlugen. Verloren hatte merkwürdigerweise ich. Zum Bestehen hatte es trotzdem gereicht: Ich war ein richtiger Lehrer, mit eigenen Klassen und einer eigenen Beamtenvergütung. Letztere tröstete über manches hinweg und gab neuen Schwung für die Arbeit mit pädagogischen Errungenschaften wie den Korrekturbögen, mit denen ich an meiner neuen Schule Bekanntschaft machte.

Allen Ernstes habe ich Schülern ein „Gut“ unter einen Deutschaufsatz in der Oberstufe geschrieben, dessen sprachliches Chaos ich zunächst mit dem Rotstift in den Bereichen Rechtschreibung, Zeichensetzung, Grammatik und Ausdruck einigermaßen ordnen musste, um anschließend Vermutungen darüber anstellen zu können, was der Verfasser möglicherweise hatte mitteilen wollen. Die vorgegebenen Korrekturbögen gestanden dem sprachlichen Bereich schließlich nur wenige Prozent der Gesamtnote zu. Dass man einen Text verstehen konnte, galt im Deutschunterricht der Oberstufe offenbar als verzichtbare Zusatzleistung. Wie man einen Inhalt beurteilen soll, den man sich erst selbst zusammenreimen muss? Ganz einfach: Der Korrekturbogen formuliert die inhaltlichen Kriterien so schwammig, dass sich mit etwas gutem Willen auch im größten sprachlichen Durcheinander noch etwas finden lässt, das als gedanklicher Ansatz

durchgeht und entsprechend bepunktet werden muss. Irgendetwas wird der Schüler schon gemeint haben. Man muss es als Lehrer nur für ihn herausfinden.

Auch meinem Traum vom familienfreundlichen Halbtagsjob musste ich ade sagen. Stattdessen kämpfte ich mich mit Kindern durch den Nachmittagsunterricht, die nach der Aufnahme des Fertiggerichts in der Schulmensa nicht mehr in der Lage waren, noch irgendetwas von dem aufzunehmen, was ich abzusondern versuchte.

> ***Der Verzehr mitgebrachter Speisen in der Mensa war übrigens untersagt. Die Kinder, deren Eltern liebevoll ein gesundes Lunch-Paket geschnürt hatten, mussten dies bei Temperaturen bis zum Gefrierpunkt auf dem Schulhof verzehren.***

Der Aufenthalt im Schulgebäude außerhalb der Mensa war in der Mittagspause nämlich auch untersagt. Wer seinem Kind etwas Gesundes mitgab, buchte offenbar automatisch das Überlebenstraining dazu — je nach Jahreszeit mit Kühlung oder Grillfunktion, Sitzkomfort nicht inbegriffen.

Ein Kollege erläuterte mir im Lehrerzimmer stolz, dass er seine Unterrichtsstunden durch das Läuten eines Glöckchens in Phasen unterteile, was die Aufmerksamkeit der Schüler bündele. Das möchte ich im Übrigen nicht einmal anzweifeln. Wenn mein Lehrer sanft lächelnd mit einem Glöckchen läutet, um meine Aufmerksamkeit und die meiner im Durchschnitt fünfzehnjährigen Mitschüler zu erlangen, dann muss man einfach gespannt sein, was wohl als Nächstes passiert. Auch bei mir klingelte eine Glocke: die Alarmglocke. Ich erinnerte mich nun doch an etwas aus meinem Pädagogik-Studium: an die Pawlowschen Hunde. Sollte es in der Schule darum gehen, unschuldige und frei denkende Kinder zu konditionieren?

> ***Ich sah mir selbst tief in die Augen und merkte, dass meine eigene Konditionierung schon zu weit fortgeschritten war. Beamtenvergütung hin oder her. Da half nur der kalte Entzug! Ich war raus aus dem System.***

Sein Kind selbst erziehen — darf man das?

An dieser Stelle klafft eine Lücke in meiner beruflichen Laufbahn. Ich bin Mama geworden und hatte das riesige Glück, dass wir es uns durch die Arbeit meines Mannes leisten konnten, dass ich einige Jahre „NUR“ Mama und Hausfrau sein durfte. Wer nun glaubt, ich hätte als Mama und Nur-Hausfrau meine Ruhe gehabt, unterschätzt das öffentliche Interesse an der fachgerechten Aufzucht des Nachwuchses. Von allen Seiten prasselten Ratschläge auf mich ein: frühe Förderung, Krabbelkurse, Kindertagesstättenplatz. Nicht, dass mein Kind seinen ersten Geburtstag noch ohne Bildungsprogramm verbringen müsste. Einfach mit Mama zu Hause zu sein, schien jedenfalls ein gewagtes pädagogisches Experiment. Darüber muss ich an anderer Stelle ausführlicher berichten — das sprengt hier den Rahmen.

Wer nun denkt, ich hätte meinen Kindern nach all diesen Erkenntnissen Kindertagesstätte und staatliche Schule erspart, irrt sich leider. Auch meine Kinder gingen in die Kindertagesstätte und anschließend für einige Jahre in die staatliche Schule. Wie konnte das geschehen? Offenbar hatten meine Erkenntnisse den Weg vom Kopf in die Praxis noch nicht ganz geschafft. Heute sind wir alle jedoch dankbar für diese Erfahrung: Meine Kinder verstehen, weshalb wir inzwischen einen anderen Weg eingeschlagen haben, und sind uns dafür dankbar. Sie wissen schließlich aus eigener Anschauung, was sie nicht verpassen. Bleibende Schäden sind, soweit ich das heute beurteilen kann, nicht zurückgeblieben —

wobei ich mich bei dieser Einschätzung ganz unfachmännisch auf das tägliche Zusammenleben verlasse.

Neuer Bildschirm, alte Bekannte

Durch den Eintritt meiner Kinder in den alternativen Bildungssektor habe ich doch tatsächlich auch wieder zu meiner Berufung zurückgefunden. Mit großem Enthusiasmus habe ich vor zwei Jahren begonnen, an einer Online-Schule zu unterrichten. Alles schien mir so neu und anders und besser … Ja, natürlich war es anders und besser. Aber besser ist manchmal eben nicht gut.

Zu viel hatte diese Online-Schule von staatlichen Schulen übernommen:

1. umfangreiche Hausaufgaben, die zu 90 Prozent reine Beschäftigungstherapie sind — je jünger das Kind, desto mehr Beschäftigung auch für die Eltern —,
2. Tests, die in einem Zoom-Meeting mit einer auf das Arbeitsblatt gerichteten Kamera und unter zusätzlicher Überwachung eines Elternteils geschrieben werden müssen, als seien alle Kinder potenzielle Betrüger,
3. Noten, Noten … Notendruck — nicht nur für die Tests und die Hausaufgaben, sondern auch für die Mitarbeit im Unterricht. Mit Verlaub: Nicht jedes Kind präsentiert sich gern am Bildschirm.

Du sollst keine anderen Fächer haben neben mir

Zu den vertrauten schulischen Rezepten kam allerdings noch eine besondere Zutat. Ein ausgeprägter Bezug zur Bibel stand in dieser Schule im Mittelpunkt. Das war mir von Beginn an bewusst. Anfangs war das auch vollkommen in Ordnung. Ich habe mich schließlich

nicht durch das Theologiestudium gekämpft, weil mich Gott nicht interessiert.

> ***Aber nach und nach zog sich die Schlinge des biblischen Wortes immer weiter zu. Von zwölf verpflichtenden Online-Unterrichtsstunden pro Woche hatten inzwischen fünf bis sechs biblische Inhalte.***

Selbst der Geschichtsunterricht widmete sich der biblischen Geschichte — als hätte sich nach Jesu Tod nichts mehr ereignet, das eine Unterrichtsstunde wert gewesen wäre. Mathematik, Deutsch und Englisch mussten sich mit dem verbleibenden Platz im Stundenplan begnügen. Geographie, Politik und Naturwissenschaften teilten sich im Wechsel eine Stunde pro Woche und blieben damit beinahe vollständig auf der Strecke. Dabei kann es auch in Gottes Schöpfung gelegentlich hilfreich sein, rechnen, einen verständlichen Satz schreiben und das eigene Land auf einer Weltkarte finden zu können. Bei aller Begeisterung für das Himmelreich wollte ich meine Kinder auch auf das Leben auf der Erde vorbereitet wissen. Da war es wieder, dieses mulmige Gefühl im Bauch. Und die Frage, wohin das hier eigentlich führen sollte.

Als ich dann im Bibelkunde-Unterricht meines Sohnes folgende Szene miterlebte, verschlug es mir endgültig die Sprache:

LEHRER: Wer möchte heute ein Gebet zum Abschluss der Stunde sprechen?
SCHÜLER: Schweigen.
LEHRER: Tim, möchtest du?
TIM: Nein, eigentlich lieber nicht.
LEHRER: Warum nicht?
TIM: Schweigt verschämt.

Nachdem auch ein zweiter Schüler nicht beten möchte, übernimmt gottlob Emmanuel die geforderte Aufgabe und errettet seine

Mitschüler aus der unangenehmen Situation.

Da waren sie wieder: die Pawlowschen Hunde und das Glöckchen. Diesmal wurde zwar nicht geläutet, aber die gewünschte Reaktion stand ebenso fest. Wer sie nicht zeigte, durfte vor versammelter Klasse erklären, warum. Eine lehrreiche Erfahrung: Mitmachen erspart unangenehme Fragen. Kinder zum Sprechen eines Gebets nötigen? Wem soll das gefallen? Gott? Mir gefällt es auf jeden Fall nicht. Gibt es etwas Intimeres als ein Gebet?

> ***Ein System wird nicht dadurch besser, dass man eine Ideologie rausschmeißt und eine andere einsetzt. Und wieder bin ich raus — auch aus diesem System.***

Ob ich mich heute wieder entscheiden würde, Lehrer zu werden? Das habe ich gerade getan. Aber jetzt mache ich es auf meine Art.



Lina Kühn schreibt unter Pseudonym. Sie studierte Deutsch und Evangelische Religion für das Lehramt an Gymnasien und arbeitete im staatlichen Schuldienst. Ihre Erfahrungen mit staatlichen und alternativen Bildungsangeboten führten sie zur Gründung ihrer eigenen Online-Schule „**Die Schulalternative** (https://www.dieschulalternative.de/)“. Dort setzt sie sich für selbstbestimmtes Lernen und einen respektvollen Umgang mit Kindern ein. Angesichts der wachsenden Bedeutung künstlicher Intelligenz gehört dazu auch, Schüler zu einem kompetenten und kritischen Umgang mit KI zu befähigen, ohne das eigene Denken an sie abzugeben.